



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(36. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Förcher.

Perez schlief Stunde um Stunde, als habe das zeitige Aufstehen an diesem Morgen ihr den letzten Rest von Energie geraubt. Er aber begann, durch den gerzen Zug zu streifen. In der dritten Klasse war mächtiges Leben. Er setzte sich mitten zwischen die einfachen Leute und wurde unter ihrer Fröhlichkeit wieder besseren Mutes. Hier war er zu Hause. Hier griff auch er zum Bockbeutel, den ihm irgendeiner freundschaftlich anbietend zureichte, und ließ sich durch die schlauchähnliche Spitze der ledernen Flasche von dem köstlichen goldgelben Wein in den leicht geöffneten Mund spritzen. Ein anderer bot ihm gebratenen Fisch, und wieder ein anderer bat ihn, von seinem Zigarettenvorrat zu nehmen. Alles war von schlichter, natürlicher Herzlichkeit. Alles war froh und guten Mutes, trotz der harten Bänke, und der langen, langen ermüdenden Fahrt. Und wenn es schläfrig zu werden begann, dann stimmte irgendeiner eine von den spanischen Coplas oder gereimten Sprichwörter singend an, wie sie zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden seit Jahrhunderten durch das spanische Volk flattern, sich von Generation zu Generation vererben, und alle von dem handeln, was ein Spanier liebt: von Maria und ihrem Jesuskinde, von Heiligen, die man verehrte, von den leuchtenden Sammetaugen der Liebsten und ihren roten Lippen, von duftenden Rosen, von der Schönheit des Vaterlandes und dem Stolz, ein Spanier zu sein.

Und die Umstehenden klatschten mit den Händen den Takt zu dem Gesang. Ach, wie viel Leben und starke nationale Eigenart und Kraft war hier im Volke.

Er saß zwischen ihnen und hörte ihren Reden zu, die sich selbstverständlich auch um Stiergefächte drehten, und lauschte ihrer lebhaften Aussprache über den berühmten Torero Manuel Madrigez, der nun wirklich in Sevilla nach so langer Pause in die Arena steigen oder vielleicht gar im letzten Augenblick noch absagen werde —? Denn jemand warf die Äußerung ein —: daß es ihm wenig imponiere, wie Madrigez, nachdem er ein millionenreiches Mädchen geheiratet habe, seinen Beruf vernachlässige und an den Millionen seiner Frau trotz seiner Jugend genug habe!

Das erregte, kränkte Manuel in hohem Maße. Aber er ließ sich nichts merken und war froh, daß man ihn nicht erkannte, und hörte meist mit gesenktem Blicke zu. Ja, warum hatte er so völlig die Verbindung mit seinem bisherigen Leben aufgegeben —? Es grarte ihm, jetzt wieder in seine erste Klasse zurück zu müssen, wo ihm diese steifen und langweiligen Engländer gegenüberstehen, und Perez schlief —!

Aber je weiter der Zug vom Tafelgebirge — der Sierra Guaderrama — und seiner Höhe von achthundert Metern, auf der Madrid lag, herabrafte, je lieblicher die Landschaft wurde und je näher man der Perle von Spanien, der Provinz Andalusien kam, desto leichter wurde ihm wieder ums Herz. Man fuhr der Ebene zu. Die Hügel weiteten sich, um dann als Sierra Morena im Hintergrund das Landschaftsbild sanft abzugrenzen. Aus dem schmalen Rinnjal wuchs bald der

Guadalquivir, jetzt durch die ungeheure Schneeschmelze verbreitert, zum Strom, der jetzt aus seinem lehmgrauen Bette heraustrat und seine Ufer weit überschwemmte. Da sproßte das üppigste Weideland rings auf!

Auf den Wiesen ein Teppich von Frühlingsblumen. Im Schatten frischgrünender Baumgruppen lagerten sich immer neue Herden von Ziegen, von Maultieren, von den plumpen, grauen Schweinen. Denn die Sonne schien immer wärmer und lag immer brütender auf den blendend weißen Stationshäuschen, an denen der Schnellzug vorübereilte. Große Weideplätze mit der herrlichen großen andalusischen Pferden huschten vorbei.

Und dann dort, o, welche Freude! Dort tobten junge Stiere in ihrer herrlichen, ungebändigten Kraft umher, oder sie suchten die Weiber und stiegen bis an den Bauch in die kühlende Flut, während das Sonnenlicht glänzend auf ihren braunen oder tiefschwarzen Fellen lag!

In wenigen Tagen würde er ihnen wieder gegenüberstehen! So bald als möglich fuhr er zum Señor Benito hinaus und begann auf dessen Weideland sein Training nach den langen Wintermonaten der Unfähigkeit, damit das erste Stiergefächte, in dem er nun in Sevilla wieder auftreten wollte, wieder ein glänzendes werde —!

Sei, wie ihm das Herz aufging, als er durch die schmalen, alten, gewundenen Straßen von Sevilla fuhr, an denen die weißen zweistöckigen Häuschen alle gleich Schwestern nebeneinanderstanden! Jedes einzelne äußerlich in schlichtestem Gewand und Bauart, und doch jedes in seiner Weise bestückt mit einem Blumenflor, der aus den Stäben der Gitterfenster hervorquoll und sich mit seinen rankenden Geranien und Rosen weit über die weiße Häuserfläche herabneigte! Und dort ragte der herrliche Turm der Kathedrale von Sevilla, die einst von maurischer Kunst gefügte Giralda über dem Häusermeer, als Wahrzeichen der Stadt! Auf seiner Spitze in Bronze thronte Santa Juana, die Schutzpatronin der Stadt, in der Hand die aufgeblähte Fahne des Glaubens, umflattert von Hunderten der großen weißen, mövenähnlichen Vögel, die in ihren hohen Bogennischen nisteten und deren Gefieder sich vom blauen, wolkenlosen Himmel leuchtend abhob.

Wie hatte er es nur fertig gebracht, so lange Zeit der geliebten Heimatstadt fern zu bleiben —?

Sein Groll gegen Perez wuchs in dieser Stimmung von Tag zu Tag. Sie verbrachte ihre Tage auch jetzt wieder, indem sie auf das sorgfältigste die äußere Ausstattung der Andalusierin vervollkommnete und einstuftete. Señor Sanchez und Frau Heilwiga waren schon vor einigen Wochen nach Sevilla vorangefahren und hatten die Häuslichkeit zurechtmachen lassen. So blieb Manuel Zeit für sich allein, und es fiel um so weniger auf, wenn er stundenlang vom Hause wegblieb, als es in Sevilla zur Gewohnheit der Herren gehörte. Die Frau blieb stets zu Hause oder zeigte sich einzig bei der Ausfahrt zu Wagen.

er aber stürzte sich ins Straßengewimmel. Am liebsten in die Calle de Stierpes, dem Sammelplatz sämtlicher Herren, der schmalen engen Straße, in der sich nur Fußgänger bewegen konnten, jedes Fuhrwerk verboten war, und in der sich bei heißen Tagen von einer Häuserreihe zur andern ein helles Zeltdach spannte, um die Sonne unten auf dem Fußsteige abzuhalten und den Aufenthalt in den zahlreichen Kaffees noch angenehmer zu machen.

Hier konzentrierte sich das Leben der Männer mit ihren Tagsinteressen. Hier wurde er von seinen Freunden mit einer wahren Begeisterung begrüßt. Als die ersten ihn erkannten, gab es ein stürmisches gegenfeitiges Umarmen. Also kam er doch —!

Und mit Erstaunen vernahm er, daß eine sensationslüsterne Presse in den letzten Tagen der Nachricht von seinem Auftreten in Sevilla widersprochen hatte, an der Hand eines Telephongesprächs, das er mit einem seiner Freunde gehabt haben sollte, und das sein Kommen nach Sevilla in Abrede stellte. Wer hatte diese vorgetäuschte Nachricht in die Presse gebracht? Madrid — oder Barcelona oder gar — Sevilla —?

Es wurde ihm klar, daß diese falsche Nachricht im Grunde nur gebracht worden war, um die Spannung zu erhöhen, und um nachher mit um so größerer Durchschlagkraft die Nachricht zu verkünden: Madrigez hat sich entschlossen, doch zu kommen! Er wird nun bestimmt das erste Stiergefecht der Saison eröffnen! Sevilla wird wieder ein spannendes Schauspiel haben!

Aus der Gruppe der einstigen Freunde und Bekannten, in der diese Zeitungstrips erörtert wurden, meinte einer, indem er Manuel die Hand auf die Schulter legte —: „In den letzten Tagen gab es zwei lebhafteste Fragen hier in Sevilla: die eine wollte wissen: „Kommt unser berühmter Landsmann Madrigez jetzt wieder als Torero zu uns nach Sevilla —?“ Die zweite —: „Ist es wahr, daß unsere berühmte Landsmännin Pilar es möglich machen kann, von einem Gastspiel drüben in Argentinien rechtzeitig zur Semana Santa in Sevilla einzutreffen?“

Manuel biß sich leicht auf die Lippen. War es wirklich seine einstige kleine Pilar, die sich jetzt plötzlich vor ihm als Berühmtheit aufreckte —?

„Ja, aber unsere berühmte Landsmännin, die Pilar, hat es beinahe ebenso gemacht wie du, Manuel!“ meinte nun ein anderer, und während er dem jungen Torero jetzt seine Zigarettentasche anbot, merkte er nicht, wie gespannt Manuel zuhörte — „Sie ist einfach schon vorher eingetroffen, und ist hier in Sevilla und schlägt alle müßigen Überlegungen über ihr Kommen oder Nichtkommen nieder. Sie hat es eben einfach fertiggebracht, trotz der Seereise rechtzeitig hier zu sein! Ja, man möchte fast sagen: sie ist eine ganz kleine Here, wenn sie nicht so entzündend wäre!“

„Sie ist sogar schon einige Male hier aufgetreten, und ganz Sevilla rennt abends ins Cercle Imperial, und sämtliche Männerherzen liegen ihr zu Füßen —“

In Manuel wachte ein Gefühl von Eifersucht auf. So war sie als blendender Stern gleich aus dem Dunkel aufgeflammt und rächte sich an ihm, indem sie ihn stumm verachtete und selbst zu einer großen Künstlerin aufgestiegen war! Würde sie jetzt nicht selbst über ihre einstige rührende Liebe zum jungen Torero lachen, wenn ihr die Männerherzen in stürmischer Anbetung und Bewunderung huldigten —?

Aber — war sie es wirklich —? Gab es nicht so manche Pilar, die ihren Vornamen der Muttergottes von Zarragossa verdankte, die einst im Wunder den Gläubigen auf einer Säule erschienen war —? Pilar, d. h. die Heilige der Säule!

„Wer ist denn diese Pilar nun eigentlich —?“ fragte er jetzt mit scheinbarer äußerer Ruhe — — „Ist es tatsächlich eine Sevillanerin —?“

Von Rodrigo, einer der einstigen Freunde, hob jetzt sein hübsches längliches Gesicht und blinzelte ihn ein wenig von unten herauf an —: „Mein Lieber, stelle dir vor — oder — irre ich mich? Hattest du nicht mal eine kurze schwärmerische Liebe zu der kleinen Pilar, deren Vater den Weinhandel hat —?“ (Fortsetzung folgt.)

Altweibersommer.

Von Siegfried von Beesfeld.

Rot, wie eine reife Tomate, steigt die Sonne über dem weißen Quarzstein auf. Früchte kalte Nebelschwaden streichen über den schwarzen Sturzader, den kurzsaemäbten Weizenrund, wogen talabwärts und zerrinnen in Tau und Dampf. Klar und durchsichtig, eine gläserne Glode, wölbt sich der wolkenlose Himmel. Die Berge und Bäume brennen. Rotbraun leuchten die Buchenwälder, korallenrot flammen die Bogelbeersweige am Wege, und wie eine ungeheure Kackel lodert der Horn über den niedrigen Dächern des Dorfes.

Die Luft ist so still, als hielte der Himmel den Atem an. Nur lernes Glodensummen der Rinder, das Bläsen der Schafe, und hier und da ein langaesoener Hirtenruf hallt über den schweigenden Wäldern.

Die Erde gibt ihr Lektos her. Stämmige Mäde und dürre Weiber mit weißen und roten Kopftüchern baden tief nach vorn gebückt, im Kartoffelader. Schon türmt sich auf dem hohen Bretterwagen ein Haufen rosigter, noch feuchter Erdäpfel. Die ausgepannten Ochsen aralen am Feldweg, die lange Deichsel stößt schräg in den Himmel. Braun und verfault liegt das abgerufte Kartoffelkraut in traurigen Büscheln.

Nur die Kohlköpfe stehen noch rund und feist, wie ungeheure Rosenknospen, mit kühlen, taubeverkten Blättern. Und rosig-gelb drängen die Runkelrüben ihre mächtigen Leiber aus dem Erdboden.

Die Mittagssonne flimmert und sticht, wie im Hochsommer. Die Hühner haben sich am Südhana in den Sand gelegt, strecken dann und wann verchlafenen einen Flügel aus, laulen sich und blinzeln ins Licht. Eine Schar blendend weißer fetter Gänse flügelt mit weit vorgestreckten Hälsen äschend und freischend über den grünen Hügel am Futtertrog.

Braune Rinder wiegen ihre trummen Hörner und lassen ihre blauen rosa Mäuler malend wie Wasen über das kurze Gras hin und her gehen. Weißwollige Schafe mit alttestamentarisch-ehrwürdigen Köpfen stehen blökend auf steifen kurzen Beinen, dichtgedrängt, und harren der Schur.

Dies ist das aröhe Atemschöpfen der Feiertabend des Jahres. Noch einmal sonnt sich die Erde ganz dem Licht der Wärme hingegeben, doch ohne Drang und Trieb. Nun mag der Winter kommen: das Jahrwerk ist vollbracht.

Schnell und still sinkt die Sonnenkugel hinter den Bergen. Blaue sanne Schatten fallen vom Walde her, ein eiliger Rauch weht von den Weidenrindern. Rote Hirtenfeuer blinken durch qualmende Rauchwolken. Weischen knallen, mit weißschallenden Rufen wird das Vieh belmaetrieben.

Grün und kalt steigt die Nacht über den Wäldern im Osten auf.

Der Vagabund.

Erinnerung von Mischa Kruse-Berlin.

Ich bin Schwester gewesen, Krankenschwester, lange, lange Jahre, und bin nun alt und müde und die Erinnerungen kommen in meine Einsamkeit. Da ist besonders eine Geschichte aus meiner Jugend, die immer seßsam an meine Seele rührt.

Ich übernahm damals in einer kleinen, vornehmen Handelsstadt die Pflege einer alten Dame. Das weiße Haus lag wunderschön in einem Nielsenpark mit uralten Bäumen und nur die alte Frau und ihr Sohn wohnten darin. Es waren beide harte, kalte Menschen; aber wer gut beobachtete, der merkte wohl, mit welcher verzehrender Leidenschaft die Mutter an dem Sohne hing, wenn man es auch niemals mit Worten hörte.

Schweigend vergingen die Tage, nur täglich von den Besuchen des alten Hausarztes, Doktor Heinsen unterbrochen. Ich fuhr die alte Dame in ihrem bequemen Rollstuhl im Park spazieren und las ihr auch draußen unter den hohen, alten Bäumen vor, wenn die warme Frühlingssonne es gestattet. Ein persönliches Gespräch führten wir nie. Sie war immer kalt und verschlossen. Nur ein einsames Mal sah ich sie außer Hallung.

Wir saßen in ihrem Arbeitszimmer, einem düsteren, unfreundlichen Raume und kramten in einigen Läden, um in den Papiere Ordnungen zu schaffen. Verschiedene Papiere mußte ich ihr hinüberreichen und plötzlich fiel aus einem Stoh veralteter Briefe die Photographie eines Knaben. Es war ein wunderbares, strahlendes Gesicht mit einem Kopf voll wirrer Locken. Ich hob das Bild auf und reichte es ihr; aber entsetzt ließ ich die Hand sinken. Das sonst strenge, weiße Gesicht war gerötet und verzerrt. Sie riß mir das Bild aus der Hand, schleuderte es in die Lade zurück und sagte mit einer schrecklichen Stimme: „Ruht du mir jetzt noch vor Augen kommen, jetzt so nahe vor meinem Ende, und meine Ruhe hören, du Vagabund!“

Ich erschrak furchtbar und fragte nachher am Abend Mine, die alte Haushälterin, die seit langer Zeit im Hause war, wer das schöne Kind gewesen sei. Und sie erzählte, daß dies der jüngere Sohn sei, den man verstoßen hatte, weil er

ein Künstler werden wollte. Seit zwanzig Jahren sollte er nun in Wien leben; niemand bestimme sich mehr um ihn. Mine weinte dabei und es wurde mir klar, daß dieses Haus nicht immer so ernst und finster gewesen war. —

Seit diesem Tage ging eine Veränderung in dem Befinden meiner Patientin vor sich. Sie fiel sichtlich zusammen und sah stundenlang apathisch da. Nur für ihren Sohn zeigte sie Leben und Interesse, wenn er mit seinen Angelegenheiten zu ihr kam. Doch konnte sie das Bett nicht mehr verlassen und eines Morgens bereitete mich Doktor Heinsen auf das nahe Ende vor. Ihr Sohn Caon war zu geschäftlichen Sitzungen nach Berlin gefahren und der Arzt bat mich, an ihn zu telegraphieren. Ich fragte ihn, ob man nicht auch den anderen Sohn benachrichtigen müsse, und er gab mir nach einigem Zögern seine Adresse, wies mich aber an, ihn keinesfalls zu der Sterbenden zu führen, da sein Anblick sie zu sehr erregen würde. So gab ich die beiden Telegramme auf. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, doch die beiden großen Fensterflügel im Zimmer der alten Dame waren fest geschlossen und verhängt: sie lag den ganzen Tag und die folgende Nacht ruhig in ihren Kissen. Erst am nächsten Morgen wurde sie unruhig, murmelte manchmal und rief oft nach ihrem Sohn. Ich beruhigte sie, aber sie hörte gar nicht auf mich. Am Nachmittag wurde ihr Verlangen nach dem Sohne immer heftiger, und sie jammerte oft laut. Doktor Heinsen und ich erwarteten stündlich seine Ankunft, aber groß war unser Schrecken, als plötzlich ein Telegramm von ihm kam mit der Mitteilung, er könne erst in der Nacht eintreffen, da er noch spät am Abend eine wichtige Sitzung habe.

So wurde es langsam Abend. Das Jammern der Kranken wurde zu lautem Schreien, sie begann zu fiebern und zu phantazieren. Doktor Heinsen und ich waren fruchtlos bemüht, sie zu trösten; sie sah an uns vorbei zur Tür mit großen, sehnsüchtigen Augen.

Ich konnte den Jammer der alten Frau, die sonst so kalt und unbegreiflich war, nicht mehr mit ansehen und ging in den Garten hinunter. Tränen verdunkelten meine Augen, aber als ich sie aufschlug, sah ich einen Mann vor mir stehen, der seine Blicke langsam vom Hause abwandte und mich nun plötzlich mit großen, glänzenden und zugleich ernsten Augen ansah. Ich erschrak und wußte doch im nächsten Moment, wer dieser Mann war. Zwar ringelten sich nicht mehr wilde Knabenlocken um seine Stirn; das kurz verchnittene Haar zeigte nur ein ganz leises Bestreben, sich an der Stirn und an den Schläfen zu frähen. Aber diese Stirn war noch die Kinderstirn, blank, faltlos und rein. Er lächelte mit einer klingenden und doch ernsten Stimme: „Lebt meine Mutter noch?“ Ich nickte, sagte ihm aber dann offen, daß er nicht zu ihr könne, weil sie ihn nicht sehen wolle. Er schien dies erwartet zu haben, denn er antwortete nichts, blickte nur nochmals an dem Hause empor und sah mich dann wieder mit seinen seltsamen Augen an.

Wir gingen ins Haus. In der Diele kam uns Doktor Heinsen entgegen; auch er erkannte den Ankömmling sofort, ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand. Flüsternd teilte er uns das Befinden der Kranken mit und machte uns darauf aufmerksam, daß er befürchte, der Tod würde eintreten, ehe die Mutter Abschied von ihrem abweisenden Sohne genommen habe. Schweigend und bedrückt stehen die beiden Herren sich nieder, während ich zu der Kranken zurückkehrte. Sie fieberte sehr stark und sprach unaussprechlich mit Caon. Einmal schien es ihr, als sei er an ihrem Bett, dann wieder rief sie in flehenden Lauten nach ihm. Ich beschloß, noch einmal dringend zu telegraphieren und verließ den Raum.

Als ich nach ein paar Minuten zurückkehrte, hielt mich eine Hand zurück. Ich blickte in das seltsam leuchtende, feierliche Gesicht des Sohnes, den sie den Baabunden nannten. Er hatte das Haar glatt zurückgebürstet nach der Art des älteren Bruders und auch dessen schwarzsamtigen Haustock angezogen. Er sah ihm in diesem Moment ähnlich, vor allem auch dadurch, daß seine Züge sich mühten, den Ausdruck des Älteren anzunehmen. Er lächelte mich wehmütig und ältlich an und ging an mir vorbei in das Zimmer der Sterbenden, ohne daß ich ihm wehren konnte.

Ich lautete anastrophisch und vernahm plötzlich die Stimme der Mutter: „Caon, mein Kind, so bist du doch noch zu deiner Mutter gekommen. O, mein Kind, mein liebes, liebes Kind!“ — Ich begann zu weinen und mühte mich zurückzuleben. Als alles so still blieb, näherte ich mich aber doch wieder der Tür und öffnete sie ein wenig. Da sah ich den Sohn knien am Bett der sterbenden Mutter. Sie streichelte sein Haar und flüsterte ihm letzte Wünsche und Liebesworte zu. Mit keinem Worte gedachte sie des jüngeren Bruders, mit keinem Gedanken; jeder Atemzug gehörte dem Erstgeborenen. Sie sagte ihm: „Caon, alles gehört dir. In meinem Schreibe liegt mein letzter Wille festgelegt. Du bist reich, mein Kind, ungeschmälert kommt der ganze Besitz in deine Hände.“ Sie schloß die Augen, atmete stils und beseligt.

Und der, der die Stelle des Älteren Bruders vertrat, küßte ihre Hände mit Tränen, flüsterte Dantesworte und ließ sich von den zitternden Händen streicheln. . . Sie röchelte, er hob sie sanft und küßte sie mit Küssen.

Als dann der Atem langsam zu verlöschen begann, zog er sich leise zu dem Fenster zurück und öffnete weit die Flügel. Die Luft des schönen Frühlingabends kam in weichen Wellen in das Sterbezimmer. Raubhaft und unendlich süß hob der

Baobund an zu pfeifen, wie ein kleiner verschlafener Vogel. Dann waren es mehrere; immer jubelnder, trillernder und süßer wurden die Vogelstöne und erstarben endlich in einem leisen Zwitschern.

Doktor Heinsen trat an mir vorbei an das Bett des Toten. Er winkte mich heran. Selig lächelnd lag die alte Frau da, friedlich eingeschlafen. . . Wir blickten uns nach dem Sohne um. Er stand verlonnen da und blickte in den bläulichen Frühlingshimmel. Doktor Heinsen ging zu ihm hin und umarmte seine Schuster: „Dir verdankt sie diese leichte, schöne Sterbestunde. Du darfst nicht traurig sein, Georg. Was wissen wir von den letzten Augenblicken einer Toten? Vielleicht hat sie doch gewünscht, daß du bei ihr bist, Georg, denn sie hat die ganzen zwanzig Jahre nicht so voll Frieden gelächelt.“ — Georg antwortete nichts. Er schien verwirrt und verlegen über die Worte des alten Freundes. Aber dann löste er sich sanft. Seine Stirn war voll Heiterkeit und seine Bitterkeit störte das Leuchten seiner wunderbaren Augen, als er sagte: „Nun muß ich gehen, denn Caon wird schwerlich verzeihen, was der Baobund da wieder getan hat. Möge er glücklich werden. Ich gehe leicht denn das letzte Band, das mich an meine Heimat geknüpft, hat sich sanft und schmerzlos gelöst. Leben Sie wohl, mein alter Freund, ich danke Ihnen, daß Sie mich gerufen haben.“ Mir nickte er zu, ein klein wenig lächelnd und auch wehmütig. Dann ging er hinaus.

Draußen hörten wir ihn überaus mit der alten Mine: seine warme, klingende und doch ernste Stimme füllte einige Sekunden unsere Ohren.

Dann fiel mit dumpfem Laut die Haustür hinter ihm zu.

Reise u. Verkehr

Herabsetzung der deutsch-schweizerischen Visagebühren. Vom 20. Oktober ab sind die Sichtvermerksgebühren im deutsch-schweizerischen Verkehr bedeutend herabgesetzt worden. Ein Sichtvermerk zur einmaltigen Durchreise durch Deutschland kostet von jetzt ab 1 Km., während von der Schweiz keine Gebühr erhoben wird. Ein Sichtvermerk zur einmaligen Einreise kostet 5 Km. bzw. 5 Franken, ein Dauervermerk, das ein ganzes Jahr Gültigkeit hat, 10 Km. bzw. 10 Franken. Das Visum wird im allgemeinen ohne weiteres erteilt, nur bei Verlonnen, die in der Schweiz eine Stellung annehmen wollen, muß vorher bei den Heimatsbehörden die Genehmigung eingeholt werden. Die wünschenswerten gänzliche Aufhebung des Visumzwanges scheint vorläufig noch an dem Widerstande einiger Kantonsregierungen, die von der Beibehaltung des Visums bei der herrschenden Arbeitslosigkeit einen besseren Schutz der heimischen Arbeiter erwarten.

Der letzte Einsiedler auf dem Staffelfein. Durch eine Verfügung des Bischofs von Neuchâtel, der zugleich Oberhirt der Eremitenbrüderung ist, wird die bekannte Klausur auf dem Staffelfein von dieser Brüderung aufgegeben. Wegen des starken Fremdenverkehrs und der dadurch bedingten Wirtschaftsführung kann sie von einem Eremiten nicht mehr versehen werden.

Konferenz des Völkerverbundes im Frühjahr. Der ständige Ausschuss des Völkerverbundes für Verkehrsangelegenheiten hatte im vergangenen Jahr einen Unterausschuss eingerichtet, der sich speziell mit den Pak- und Bismfragen zu befassen hat und nach Möglichkeit Verbesserungen in die Wege leiten soll. Dieser Unterausschuss hat in den ersten Oktobertagen in Paris eine Tagung abgehalten und beschlossen, den Völkerverbundsrat zu ersuchen, alle Staaten zu einer Konferenz im nächsten Frühjahr einzuladen. Bereits im Jahre 1920 hat eine derartige Konferenz stattgefunden, aber die damalige allgemeine Stimmung war noch zu sehr durch den Weltkrieg beeinflusst, als daß die dort gefassten Beschlüsse zur wirklichen Durchführung gelangen konnten. Hoffentlich ist bei der nächsten Konferenz die allgemeine politische Lage soweit geklärt, daß das Ergebnis günstiger ausfällt.

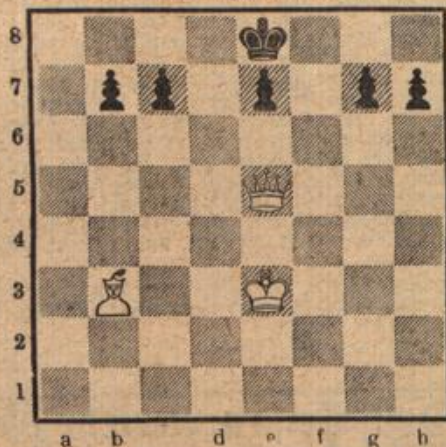
Die Eisenbahnen der fünf Kontinente. Neue Angaben über die Länge der Eisenbahnen in der Welt bringt das neueste Heft des Archivs für Eisenbahnwesen. Demnach betrug die Gesamtlänge des Erd-Eisenbahnnetzes Ende 1923 1.215.730 Kilometer, die sich über eine Fläche von rund 120.57 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von rund 1,8 Milliarden Köpfen erstrecken. Daraus ergibt sich also auf je 100 Quadratkilometer Fläche 1,0 Kilometer Bahnlänge und auf je 10.000 Einwohner 6,7 Kilometer Bahnlänge. Von den Staaten stehen die Vereinigten Staaten mit 404.200 Kilometer an erster und Deutschland nach Britisch-Indien und Kanada, die je rund 65.000 Kilometer besitzen, mit 57.642 Kilometer an vierter Stelle. — Das dichteste Netz hat Belgien mit 36,5 Kilometer Bahnlänge auf je 100 Quadratkilometer Bodenfläche, dann kommt — weit zurück Großbritannien mit 16 Kilometer Bahnlänge auf je 100 Quadratkilometer Fläche. Hier steht Deutschland an dritter Stelle mit 12,2 Kilometer Bahnlänge auf je 100 Quadratkilometer Fläche. Am wenigsten mit Eisenbahnen versorgt ist China, das bei 440 Millionen Einwohnern nur 11.544 Kilometer Bahnlänge auf rund 11 Millionen Quadratkilometer Fläche besitzt. Hier kommen also auf je 100 Quadratkilometer 0,1 Kilometer und auf je 10.000 Einwohner 0,3 Kilometer Bahnen.

Spiele und Rätsel

Schach

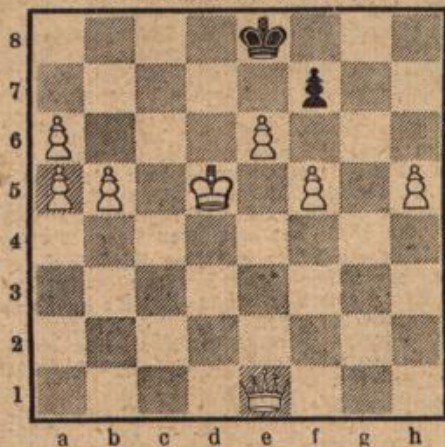
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

704. W. Meyer-Hannover.



Weiß: Ke3, De5, Lb3; Schwarz: Ke8, Bb7, c7, e7, g7, h7.
Matt in 3 Zügen.

705. Eustace Eighch-Kragerö.



Weiß: Kd5, De1, Ba5, a6, b5, e6, f5, h5;
Schwarz: Ke8, Bf7.

Matt in 3 Zügen.

704. Ein leichter Symmetriescherz. — 705. Das Gegenstück, aber das wertvollere.

Moskau (III.)

Rußland selbst sendet als Vorkämpfer Bogoljubow, „ein phantasievoller, sympathischer Schachdenker“, der zwar seit 1914 (Mannheimer Turnier) in Deutschland (Triburg) ansässig und verheiratet ist, aber Russe blieb. Kame er in die Siegergruppe, so würde die russische Regierung 10 000 Dollar bereitstellen zum Endkampf mit Capablanca. Auch wohl wenn es Rubinstein gelänge, wie einst wieder Weltmeisterqualität zu beweisen. Er wird nach manchen Mißerfolgen alles daran setzen. Zu den genannten elf Großmeistern kommen noch die sieben (nach Bogoljubow, der auch mitspielte) ersten Sieger in einem vorausgegangenen altrussischen Turnier Löwensisch, Rabinowitsch, Dus-Chotomirski, Romanowsky, Verlinsky, Scherewsky und Gotthilf. Zumteil sehr bekannte Namen, die nicht nur Schall und Rauch bedeuten. Das Turnier ist also stark besetzt. Aljechin, Nimzowitsch und Euwe muß man leider vermissen. Sind auch die beiden ersten Plätze wohl in festen Händen, so werden große Enttäuschungen und Ueberraschungen nicht ausbleiben; denn Ueberweltmeister Zufall spielt auch mit! — Nachschrift: Man

meidet aus Newyork; Capablanca kann nun wahrscheinlich doch nicht nach Moskau kommen. „Infolge der Geburt eines Töchterchens im Juni hat er jetzt für zwei Kinder zu sorgen und beabsichtigt, für die nächste Zeit an Schachturnieren nicht teilzunehmen.“ (??)

Zwei Partien aus dem Rheinmeisterschafts-Turnier zu Bad Münster am Stein.

Partie Nr. 336. — Zuckertorts Eröffnung.

Weiß: Orbach-Frankfurt, der Rheinmeister;
Schwarz: Kemper-Krefeld.

1. Sf3, d5; 2. d4, e6; 3. c4, e6; 4. Sc3, Sd7; 5. Lg5, De7; 6. e3, dxc4; 7. Lxc4, Ld6; 8. 0-0, Sg6; 9. Tel, h6; 10. Lh4, Sg4 (verlockend, aber nicht durchdringend); 11. Lg3, Lxp3; 12. hxg3, h5; 13. Sg5, Sdf6; 14. Le2 (wegen h4), De7; 15. e4, e5; 16. dxe5, Dxe5; 17. Sf3, Db8; 18. Dd4, h4; 19. e5, hxg3; 20. exf6, gxh2+; 21. Txf2, g6; 22. Ld3, Sxf2; 23. Tel+, Le6 (Nun kommt ein hübsher Schluß.) 24. Txe6+, fxe6; 25. Lxg6+, Kf8; 26. Dd7, aufgegeben.

Partie Nr. 337. — Indisch.

Weiß: Gebhardt-Saarbrücken; Schwarz: Bleutgen-Mainz.

1. d4, Sf6; 2. c4, g6; 3. Sc3, Lg7; 4. e4, d6; 5. f4, Lg4 (Besser wohl 0-0 und nach 6. Sf3, c5, wie in Wiesbaden Euwe gegen Sämisch spielte.) 6. Sf3, Sfd7 (Ungewöhnlich, aber scheinbar nicht schlecht.) 7. Le2, c5; 8. d5, St6? 9. Df3, f5?? 10. Sg5, fxe4; 11. Scxe4, Le8, 12. Se6, Lxe6; 13. dxe6 (Blockade!) Sc6; 14. Sg5, Tf8 (Die Rochade hilft auch nicht.) 15. Sxh7, Tf5; 16. Lh5! (Ein niedlicher Schlußzug, Dxf5 war zu grob.) Aufgegeben. (Beide Partien aus den D. Schachblättern.)

Lösungen.

685. 1. Ld1, exd, exf; 2. Lb3, b2; 3. Sg6, Sf7#. —
696. 1. Df5. — 697. 1. Ka8, h6; 2. Kb8, h5; 3. Dd2#. —
698. 1. f6, exf6 (wenn Lxf6, kommt Abtausch); 2. Se6! (die Pointe) Lxe5 (fxe5, dann Ke4); 3. Ke4, L∞; 4. Kf5 (die Blockade); der h-Bauer gewinnt. Hat sich doch als schwierig erwiesen. — Löserliste: Die Herren F. S., M. N., R. Knebel in Rogätz, Joh. Scheurer

Rätsel

Kreuzwort-Homogramm.



Senkrecht: 1. Alpenland, 2. Edelstein, 3. Rattengift;

wagrecht: 4. weibl. Vorname, 5. Hü' en-frucht, 6. Erdteil.

Verwirrung.

Als Oper bin ich weltbekannt
Und zwar von Verdi so benannt.
Nimmst du den Kopf mir nun, das A,
Steh ich als Fraunname da:
Vorsetz ein O, ein R dahinter,
Jetzt umgedreht, kennt mich ein jeder.

Ein Geheimnis.

Durch „i“ hat mancher seine „a“ mit „u“ getragen;
Wie er dies tat, wird er dir grad nicht sagen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 243.

Bilder-Rätsel: Wer da fährt nach großem Ziel, lern' am Steuer ruhig sitzen. — Silbenstreich-Rätsel: Keine Rose ohne Dornen. — Scherz-Rätsel: Musikinstrumente.

Richtige Lösungen sandten ein: Else u. Wilh. Fuchs, Anton Guck, Fritz Schlotter, Kurt Stern, Annemarie Wagner, sämtlich a. Wiesbaden; Karl Plötz aus Sonnenberg; Auguste Jacobs aus Bielefeldstadt i. T.; Otto Präckel aus Hahn i. T.